

Das journalistische Ich

Manche Tradition ist dazu da, um endlich abgeschafft zu werden. Wie zum Beispiel der Brauch, im Vorspann anstelle des Autors den Namen der Zeitschrift zu nennen: „Kronenpost besuchte die Jubilarin in ihrer Zehlendorfer Villa.“ Solche Formulierungen sind mir genauso ein Dorn im Auge wie die redaktionelle Unart, jeden Anflug schriftstellerischer Individualität gründlich zu tilgen, damit der betreffende Text ja zur „Schreibe“ des Blattes passt. Es sei denn, der Autor heißt Reich-Ranicki, dann will man natürlich den persönlichen Stil. Zum Glück gibt es auch unter Journalisten, die nicht zu den Stars der Branche gezählt werden, etliche, die sich ihre Eigenart bewahrt haben – allen Eingriffen und Angriffen zum Trotz. Andere wiederum nehmen sich derart zurück, dass sie als Person am liebsten gar nicht in Erscheinung treten wollen. Was zu grotesk umständlichen Formulierungen führt wie: „Für den Schreiber dieser Zeilen ...“ oder „Nach Meinung des Autors ...“ usw. Warum nicht einfach: „Ich finde, dass ...“? Darüber hatte ich neulich mit einem Kollegen eine längere Diskussion. Das Wörtchen „ich“, meinte er, habe in einer Plattenkritik nichts zu suchen; er habe ja mit seinem Namen unterzeichnet, also wisse doch jeder, dass dies seine persönliche Meinung ist und nicht allgemein verbürgte Wahrheit.

Das ist sicher richtig. Dennoch finde ich, dass es der Glaubwürdigkeit einer Kritik nur nützen kann, wenn nicht nur die Meinung,

sondern auch die persönliche Erfahrung des Autors nachvollziehbar wird. Natürlich bedeutet das für den Verfasser ein erhöhtes Risiko: Wer sich exponiert, macht sich angreifbar. Aber er wird auch glaubwürdiger: weil er, statt aus sicherer Entfernung seine Munition abzufeuern, sich dem Publikum genauso stellt wie die von ihm beschriebenen Künstler. – Nun ja, wandte mein Kollege ein, dazu bedürfe es nicht des journalistischen „Ich“; als Autor von sich selbst zu reden, das sei ihm zu eitel, zu wichtiguerisch. – Sicher, die Gefahr der Selbstdarstellung ist nicht von der Hand zu weisen. Doch in diesem Punkt kann jeder Journalist von Künstlern lernen; die sind mit diesem Problem bestens vertraut und wissen sich zu helfen. Ich denke da an eine verbalintensive Sopranistin, deren Ego nicht gerade unterentwickelt war; wann immer sie merkte, dass sie das erträgliche Maß der Selbstdarstellung zu überschreiten drohte, hielt sie plötzlich inne mit den Worten: „Aber reden wir doch nicht nur von mir! Wie findet ihr meine neuen Schuhe?“

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen viel Freude beim Hören, Sehen und Lesen.

Thomas Voigt

Thomas Voigt



Foto: Markus Biebricher

